

Die Schmerzenseiche

Frau Irene war abseits aller Städte in tiefen Wäldern aufgewachsen, das Kind eines Geschlechtes, dessen Kräfte den eng gespannten Bogen der Tage und Jahreszeiten erfüllten, ohne darüber hinaus zu blühen; somit bei zarter Anlage einsam und den dunklen Träumen der Kindheit leidenschaftlich-verschlossen hingegeben.

Die Geschwister, gutwillig und voll lärmenden Lebens, vermieden nicht immer, mit unbesorgten Händen in das zarte Gespinst zu greifen, das Irene über die harten Dinge des Tages breitete, spotteten wohl auch unbekümmert über die Träume der Schwester, wenn es ihnen gelang, gewaltsam in die angstvoll verhüllte Welt zu blicken.

So war es nicht verwunderlich, daß Irene, obwohl sie äußerlich und als ein Kind teilnahm an den Geschehnissen ihrer Familie, mit dem innersten Schlag ihres Herzens in eine abseitige Welt glitt, die sie aus Erscheinungen sich erbaute. Und da die Ihrigen, fest und mit nüchterner Sicherheit dem Leben hingegeben, fremder Liebe nicht zu bedürfen schienen, sammelte sie die Fülle eigener Liebe in heimlichem Gefäß und goß sie mit schmerzlicher Verschwendung über den Scheitel ihrer Traumgestalten: Kinder, Verirrte und Sterbende.

Im Dickicht einsamer Schonungen baute sie Haus und Höhle, aus Ästen, Moos und Heidekraut. Hier kniete sie über unsichtbarem Krankenlager, sang Sterbelieder über Gräbern, in denen einer Eidechse zarter Leib die schmalen Glieder eines Kindes darstellte, flüsterte Märchen von seltsamer Spröde und atemloser Inbrunst, und ging dann heim im Dämmerlicht, von Leid und Mitleid dunkel bewegt.

Ahnungslos, nicht schonend und weise auf das geheimnisvolle Spiel des Blutes bereitet, erlag sie fast schauernd der ersten Erkenntnis erwachender Jungfräulichkeit, floh und verbarg sich voller Entsetzen vor den anderen, mehr vor sich selbst, fühlte sich gezeichnet, und trug aus diesen

Die Schmerzreiche

Monden jene Hilflosigkeit und jene Angst vor der Welt in ihr späteres Leben hinein, die dann so lange und so dunkel schauend über ihrem Wege standen und die es verschuldeten, daß der erste Mensch, der in zarter Liebe sich ihrer erbarmte, vor ihrer Seele zu einem Gott sich formte, um den sie ihre Arme klammern konnte.

Nicht seltsam, sondern vielmehr freundlich und ihrer Seele gemäß erschien es Irene, daß in diesen Jahren des blinden Schreitens zwischen lichtlosen Abgründen die Gestirne sich ihr neigten und der volle Mond eine geheimnisvolle Brücke vor ihre Füße breitete, auf der sie zwölfmal im Jahr aus der Nacht des Schlafes unbewußt, geschlossenen Auges der Erde entspricht, mit leisem Gesang, die Hände schmerzlich der Ferne geöffnet. Weckte man sie mit angstvollem oder hartem Zuruf, so lächelte sie abwesend, glitt schweigend auf ihr Lager zurück und behielt im Verborgenen, was ihren Wandel heimlich erfüllt hatte.

So trug sie durch die Jahre ihres Magdtums ihr unberührtes Leben wie eine zarte und bebende Flamme durch einen nächtlichen Wald, in dem die nahen Stämme spiegelnd erglühten, während der dunkle Ring der Ferne in drohendem Schweigen sie umschloß.

Lautlos, unmerklich, wie fallenden Tau, sah sie das Geheimnis des Weibes im Kelch ihrer Seele sich sammeln, und als Günther zum erstenmal in ihrem Leben erschien, gütig, wortkarg, von leiser Trauer umgeben, war es nichts als ihr Schicksal, das sie mit Notwendigkeit an sein Herz trieb.

Nach langem Verlöbniß verließ Irene die Heimat und folgte ihrem Gatten, Menschen und Welt ihrer Kindheit lächelnd wie Träume austreichend, nicht achtend, ob Wüste oder Garten sie empfing, alles Eigenen jubelnd sich entäußernd und uferlos sich verströmend in das Sein des Geliebten, um dessen Hals sie vergehend die Kinderarme schloß.

Doch gingen die Erschütterungen neuer Menschenwerdung nicht ohne leise Wandlung durch Leib und Seele Frau Irenens. Zwar verlor sich das Nachtwandlerische der hellen Mondgezeiten bis auf einen Zustand traumhafter Befangenheit, aber die einsame Angst der Mädchennächte formte sich zu einer bleibenden Schwäche des Herzens, zu einem grübelnden Sor-

gen um die Bewahrung des Glückes, zu der mühsam unterdrückten Frage, ob der Duft ihres Opfers sich nicht verflüchtigen könne in der Gewohnheit ablaufender Tage.

Sie lebten einsam, dazu ohne Kinder, und als Günther nach tieferem Versinken in Schweigsamkeit und Träume zum erstenmal versuchte, die Gesichte seiner Seele in schmerzliche Form der Kunst zu bannen, als er nur für flüchtige Stunden mit fremden Augen aus einer Welt der Visionen auf die Straßen des Lebens trat, stand Irene zitternd vor einem unbekanntem Zauber, durch dessen gläserne Wände sie den Geliebten wohl sah, aber hinter Nebeln leuchtend und über Brunnen gebeugt, die in ein anderes Leben führten.

Dann pflegte sie lange am Fenster ihres Zimmers zu stehen, regungslos, mit leisem Atem, um dem Geliebten ihr Dasein zu verbergen, zusammenschreckend, wenn ihr unbewußt, ein trauriger Gesang sich über ihre Lippen stahl.

Doch blühte sie jubelnd auf, als dem ersten Werke bescheidener Erfolg gegeben war und gelobte in schlaflosen Nächten ihrem Herzen, noch mehr alles eigenen Lebens sich zu entäußern, Dienerin, selbst Magd am Dasein ihres Geliebten zu werden, und brachte sich so dahin, aus leiser Entsagung ein tieferes Glück zu entnehmen als aus dem Rausch der ersten fordernden und schenkenden Liebeszeit.

Aber noch während Frau Irene, sich selbst zum Geheimnis, solcherweise nach einem herberen Boden für die Wurzeln ihres Lebens suchte, schoß im nahen Gesichtskreis ihres dämmerdunklen Daseins der Beginn des großen Krieges gleich einer donnernden Flamme hoch und steil über die zerbrechende Welt.

Seit sie erkannte, was geschehen wollte, vermochte sie nichts als mit leeren Augen in ein unendliches Entsetzen zu starren. Träume der waldentrückten Kindheit und einsames Glück der ersten Ehejahre hatten keinen Raum gelassen für eine Schätzung unpersönlicher Güter wie des Staates oder des Vaterlandes, und einem Herzen, das Blumen wie Käfer mit gleicher gottahrender Liebe umfing wie das edelste Bild menschlicher Art, war die Tötung des Lebendigen nur eine blutige Sage aus verschollenen Tagen chaotischer Schöpfung.

Die Schmerzreiche

Und somit konnte sie, als Günther nach wenigen Tagen abschiednehmend vor sie trat, nur leise klagend, einem sterbenden Tiere gleich, die Hände gegen ihn heben und flüsternd sprechen: "Weshalb tust du mir das?"

Und als er sie gütig zuredend in die Arme nahm, traf ihn der Blick des leeren Entsetzens, und, sich zurückbeugend, fragte sie, von Grauen geschüttelt: "Wo sind deine Augen? Ich kenne deine Augen nicht."

"Beim Vaterland", sagte er leise.

"Du bist mein Vaterland", schrie sie, seine Knie umfassend. "Nichts tat ich dir zuleide ... weshalb zerbrichst du mich?"

Als er gegangen war, lag sie vor seinem Stuhl, die Stirn in das Kissen drückend, irre Wege vom Schmerze weitab geführt. Dann holte man sie in ihr Elternhaus zurück.

Als der erste Brief Günthers sie erreichte, führte die erste Schilderung des ferne sich Abspielenden sie langsam aus verworrenen Welten in Raum und Zeit des Irdischen zurück. Langsam, wie nach einem Steinwurf in unbewegtes Wasser, schloß ihres Gatten verzerrtes Bild sich wieder zur Klarheit des Ursprungs zusammen, und aus der Erkenntnis des Unabänderlichen blühten Mitleid und Opferwille ohne Maßen.

So enthielt jenes Schreiben eine schnelle Schilderung der ersten Nächte am Feind, des Lagers unter zusammengebogenen Zweigen, in Decken gehüllt, vom Regen überrascht. Und Frau Irene, den Brief auf dem Herzen, hörte schlaflos den Regen in die Wälder fallen, hörte den Wind im Birkenbruche wühlen und breitete die flachen Hände in die dunkle Nacht, um des Geliebten Scheitel vor Wind und Tod zu schützen.

Am nächsten Tage baute sie aus Ästen und Laubwerk ein kleines Schirmdach am Waldesrand, breitete Moos über Gras und Wurzelwerk, dachte mit flüchtiger Wehmut ihrer Kinderspiele, und schlief fortan allnächtlich unter den Sternen, in Decken gewickelt, Günthers Mantel unter der Wange, im leise tröstenden Bewußtsein, mit der Spitze ihrer Hand an Gottes Wage zu reichen, die das Schicksal ihres Gatten barg.

Niemals sah man sie lächeln, niemals den Dingen des Alltags sich neigen, niemals ihr Leben vom Leben der kriegerischen Ferne trennen. Und Tag und Nacht rang sie mit Gott um den Leib ihres Geliebten.

Nach anderthalb Jahren erst sahen sie sich wieder, in einer fremden Stadt, bei fremden Menschen. Es war ein Februarabend, und am nächsten Morgen mußte Günther mit seinem Transportzug, dem er vorausgefahren war, zu neuen Schlachten. Es blieb ihnen nichts als eine Nacht.

Frau Irene sprach nicht viel. Sie verging in dem Anblick seiner Augen und tastete nur mit ihren zitternden Händen über seine Stirn, seine Wangen, seine Glieder, wie über den Leib eines Sterbenden. "Was tun sie dir dort?" flüsterte sie mit weißen Lippen. "Tun sie dir weh?"

Sie schliefen nicht. Über die Zeiger der Kirchenglocke wandelte die Nacht, und bei jedem Stundenschlag hielt er sie an sein schweres Herz gepreßt, weil ihr Körper wie im Sterben bebte. Erst als sie sah, daß er heimlich weinte, als er die Mantelknöpfe schloß, rang sie sich unter Todesqualen Tapferkeit ab und sprach vom kommenden Frieden.

Als der Transportzug einlief, sah sie, daß Günther sich aufrichtete und sah den fremden, steinernen Ausdruck in seine Züge wiederkehren. Eine Musikkapelle spielte, und aus sich öffnenden Fenstern und Türen riefen Günthers Leute "Hurra!" Da ließ er sie, hob den Arm und antwortete mit demselben Rufe, nicht sehend, wie ihre linke Hand sich auf ihr versagendes Herz drückte.

Im Frühjahr kehrte Frau Irene aus dem Walde in ihr Heim zurück. Als sie nach mühsam ertragener Untersuchung aus dem Hause der Ärztin trat, begann sie auf der Straße zu weinen und ging so, ohne den Tränen wehren zu können, ziellos zwischen den Häusern einher, unbewußt des Mitleids und der Neugierde, leise zu Gott sprechend, der sie verderben wollte. Denn das Kind, das sie unter dem Herzen trug, war ihr fremd und ungeliebt, weil sie nichts mehr außer dem Bilde ihres Geliebten tragen konnte; weil sie meinte, Gottes Sorge müsse sich nun teilen in zwei Sorgen, um Günthers Leben und um das Leben des Kindes, und der eine Teil könne nicht ausreichen, um den zu behüten, der außerhalb des Lebens am Rande der Ewigkeiten mit dem Tode rang.

Die Schmerzreiche

So suchte sie in zunehmender Wirrnis der Sinne nach neuem Opfer, mit dem sie die göttliche Wage wieder in ein Gleichmaß der Schalen bringen könnte, und fand etwas Trost an der Freude ihres Gatten über das Kind, die er ihr schrieb, und klammerte sich mit kranker Hoffnung an den Gedanken, daß er zu ihr eilen werde in ihrer schweren Stunde und sie so, selbst um den Preis ihres Lebens, für zwei kurze Wochen ihn erretten würde vor dem drohenden Griff des Todes.

Doch schien ihr dies alles gering zur Versöhnung des Schicksals, so wie sie auch nicht mehr als eine matte Betäubung aus der Mitarbeit gewann, die sie in vaterländischen Frauenkreisen leistete, weil ihrer unbedingten Wahrhaftigkeit das eitle und lärmende Gehabe zuwider war, mit dem hier Menschliches zu Übermenschlichem aufgeputzt wurde.

Doch trat ihr auf diesen Wegen zu ihrer Arbeitsstelle klarer als in der Einsamkeit häuslichen Denkens die Not vor die Seele, die damals schon allerorten aus dem zerquälten Antlitz der deutschen Erde stieg und, wiewohl noch unsicher und verhüllt, in stilleren Straßen die großen Augen fragend ins Geschehen richtete.

Und wiewohl Frau Irene zu dieser Zeit Krieg und Tod und Heldentum noch auf keine andere Weise erblicken konnte als unter dem alleinigen Bilde ihres Geliebten, so war die große und ganz kindliche Güte ihres Wesens doch durch die Wirrnis ihres Leides nicht so verschüttet, daß nicht hin und wieder das heiße Aufschlagen ihres Herzens sie an menschliche Verbundenheit erinnert hätte. Und da sie durch ihre ländliche Heimat leiblicher Not mehr als andere enthoben war, schien ihr ein Opfer hier am gemäßesten, zumal es das Bequeme schöner Worte vermied und mit stummen Händen ein Wirkliches bot.

So ging sie dann die nächsten Abende noch langsamer und auf stilleren Wegen von der Stätte ihrer leeren Arbeit, bis sie unter den bettelnd auf Stein-
stufen sitzenden Frauen die ältesten und gebeugtesten zu finden vermeint und in ungeschickten Worten ihre Einladung ausgesprochen hatte. Und zu ihrem eigenen Verwundern geschah es, daß sie am nächsten Tage um die Dämmerzeit sich leise singen hörte, als sie ihren Tisch mit Blumen und allem schmückte, dessen sie zur Speisung der Armen hatte habhaft werden

können. Doch erschrak sie sofort vor der Herausforderung des Schicksals, verstummte und blieb nun schweigend am Fenster, um ihrer Gäste zu warten.

Auf den seltsamen Wegen, die ihre Seele in diesen Monden des keimenden Lebens ging, erfaßte sie in der fallenden Dunkelheit plötzlich der leidenschaftliche Wunsch, die Füße ihres Geliebten zu waschen und mit ihrem Haar zu trocknen, wenn er um solch eine Stunde einträte bei ihr nach der langen Wanderung des Todes. Und leise, wie sonst um die Zeit der ersten Sterne, begannen ihre Tränen zu fließen, eine schüttelnde Angst vor dem Gastmahl der Armen erfüllte sie, und als es zum erstenmal zaghaft läutete, stand sie eine Weile mit gerungenen Händen, bevor sie zur Tür sich tasten konnte.

Als die graue, gefurchte Ärmlichkeit um den Tisch saß und Frau Irene die Suppe in die Teller schöpfte, fiel eine warme Freude verschönend auf ihr verhärmtes Gesicht, und sie gedachte mit Ergriffenheit ihrer Waldseligkeit in der Märchenschonung, wo die Armen der Erde an ihrem Tisch gesessen hatten. Doch konnte ihr bald nicht entgehen, daß nach der Stillung des ersten Hungers ein anderes Wesen in den Augen ihrer Gäste stand als die ruhige Flamme erschöpfter Geborgenheit. Was zuerst mit stumpfer Neugier über die Dinge der Tafel und des Raumes getastet hatte, verschärfte sich mit zunehmender Sicherheit zu bitterem Neide, der ungehütet geflüsterte Worte formte, und die stumpfen Augen des Elends vermochten in Frau Irezens gebeugter Erscheinung nicht mehr die Mittlerin zu sehen zwischen Stufen eines und desselben Lebens, nicht die gleiche Ohnmacht vor unbeschreiblichem Schicksal, sondern nur das Scheinbild gehegter Lebenssicherheit, das nach erster Wohltat um so tiefer in den Frost des Elends stieß.

Und obwohl Frau Irene mit wahrer und flehender Güte nach allem fragte, was Frauen aller Stände aus Menschengrund verbindet, obwohl sie vom Jammer ihrer Liebe und dem ersten Sich-Regen ihres Kindes mehr flüsterte als sprach, sah sie die Wand sich dehnen und ins Undurchdringliche wachsen, die vor ihren Händen sich erhob, und fühlte sie ins Abgründige fallen, was Opferwille ihr abgerungen.

Die Schmerzreiche

Und nun, als die Freude sich bleichte, verwandelte vor Irenens Augen sich jäh das Bild dieser Stunde, entkleidet des Schimmers, den kindliche Hoffnung darum gewoben. Sie sah in Falten und Schärfe den Glanz erstorben, den sie im Dämmerlicht um die Gestalten der steinernen Treppen zu sehen vermeint; sie fühlte, so bitter und selbstanklagend sie sich wehrte, den Geruch des Elends den Raum erfüllen, in dem das Werk ihres Gatten jeden Ort geheiligt; sie sah ihr Opfer verstoßen wie die Gabe von Kains Händen; sie hörte den Donner der Schlacht, über die die Wage sich senkte; und als am Ende des Tisches ein jäher Streit sich erhob, aus leisem Haß zu häßlichen Worten wachsend, um ein Zuviel an Backwerk, das die Gierigste sich errafft, als beim Zerren der erbitterten Hände ein Glas fiel und zu Scherben brach, da senkte Frau Irene mit einem Wehlaut die Stirn, und ein wildes Weinen erschütterte ihren fassungslosen Körper.

Schweigend, aber nicht in Mitleid standen die Gäste um die Weinende, murmelten endlich einen kärglichen Dank und drückten sich finster aus der Türe, fast widerwillig empfangend, was Frau Irene ihnen, noch immer schluchzend, zum Abschied in die harten Hände drückte.

Am nächsten Tage schon kehrte sie in ihr Elternhaus zurück, wo Baum und Tier ihr trostreicher waren als alles Wort aus Menschenmund, und wo sie die schwere Stunde fieberhaft erwartete, nicht um des Kindes willen, sondern um Günthers Wiederkunft.

Sommer und Herbst rannen ihr dahin wie träger Trank aus verschüttetem Becher, nicht gemessen nach Wandel im Blühen der Blumen, nach Singen, Schweigen und Abschiednehmen der Vögel, wie sonst in vergangener Waldzeit, sondern nach Briefen aus dem blutigen Land. Tage und Nächte rauschten, nicht einzeln, sondern in Gezeiten, schwerer Woge gleich, unerbittlich, eintönig, von Gipfel zu Gipfel, von Abgrund zu Abgrund. Und den blindgeweinten Augen wurde nichts als der verschleierte Blick in die Unendlichkeit strömender Flut.

In den Tagen briefloser Öde ward der Heeresbericht zum Schicksal, zu dem der gepeinigte Herzschlag sich hob, und nach dem er wieder sank zum schattenden Dasein. Aber durch Traum und Fieber, durch wachsenden Ruf des Kindes leuchtete verklärend die Gewißheit der Stunde, da sie ein doppel-

tes Leben gebären würde, das eine, das aus dem Schatten des Leibes ins Licht sich hob, und das andere, das aus der Nacht des Todes heimkehrte für eine Frist der Gnade. Und Frau Irene wartete nur um des anderen willen.

Am Allerseelentage traf sie das Schwert. Der Brief war liebevoll, von Schmerzen getränkt; aber Anfang und Ende sagten es furchtbar klar: er kam nicht. Sie hätten eine neue Stellung bezogen, in verantwortungsvoller Lage, man erwarte einen Angriff: er könne nicht kommen. Zwar hätten sie keine Urlaubssperre, aber man brauche ihn, sehr dringend, sein Fortgang würde ihm wie Verrat erscheinen: er dürfe nicht kommen.

Frau Irene sank nur lautlos in sich zusammen, während sie den Donner der Wogen über sich stürmen hörte und der jähe Stich langsam ihr Herz zerriß.

Als man sie wieder ins Leben brachte, lag sie mit herunterhängenden Armen auf ihrem schmalen Mädchenbett, den Brief in der geballten Hand. "Das Kind ist gestorben", sagte sie nach einer Weile leise zur Mutter. Darauf drehte sie das Antlitz zur Wand und ging in ihre ungeheure Einsamkeit.

Am Abend begann sie zu leiden, und man holte die Frau aus dem Dorfe. Ein früher Schnee trieb um die Fensterscheiben, und ihr wirrer Sinn, aus Schmerzen sich hebend, achtlos um das Geheimnis ihres Leibes, ging draußen auf dunklen Wegen des Waldes, bis zum Rand der einsamen Felder, und starrte über bläuliche Hügel zum winzigen Licht der fernen Station. Kehrete um unter brausenden Kronen, langsam, ewig rückgewendet, war wieder im matt erhellten Gemach mit dem scharfen Geruch der Medikamente, und ging von neuem durch Schnee und Wind, über wirr sich schlingende Wege, auf gespenstische Hügel, wo man das Licht sah, das böse, gnadenvolle Licht.

Um Mitternacht hob sie das Haupt. "Mutter, geh Öffnen!"

Aber es war nur der Wind. "Ich habe ihn verloren", flüsterte sie.

Frau Irene schrie nicht. Ihre Seele war in den Wäldern und auf den Hügeln, eine Nacht und einen Tag lang, und dort durfte man nicht schreien, weil man den Schritt nicht überhören durfte, der von dem flackernden Licht zu der Heimat kam.

Am Abend nach Allerseelen wurde das Kind geboren. Es war tot.

Die Schmerzreiche

Frau Irene bettete es neben sich, in ihren Arm. Mit offenen Augen lag sie die ganze Nacht. Sie wartete nicht mehr und ging nicht mehr zu den dunkelnden Hügeln. Sie streckte den zerrissenen Leib wie zum Sarge und fühlte die Kühle des winzigen Körpers langsam zu ihrem Herzen fließen. Und fühlte, daß sie starb. Sie erlosch, lautlos wie ein Licht. Die Ehe erlosch, die Seligkeit, die Angst. Und nichts blieb als ein leeres Gehäuse, das im Rauschen der Wogen auf- und niedertrieb, leise tönend, aber öde und leer.

Als Frau Irene wieder aufstand, ging sie allein zum Friedhof über dem See. Hohe Fichten standen um das weiße Geviert, eines Tieres Fährte zog um den Hügel, und lautlos düsterte der Wald. Sie blickte sich um, wo gelb der Abendhimmel über dem Eise stand, und sah tränenlos in die schweigende Ferne. Und fühlte nichts als die Kälte, die langsam zum Herzen kroch.

Zwei Tage vor Weihnachten kam Günther. Sie ging dem Schlitten entgegen, und er stieg zu ihr aus. Als sie einander umschlungen hielten, erkannte er das Furchtbare, das geschehen war. Er wollte ihren Namen flüstern, aber seine Lippen gehorchten ihm nicht mehr.

"Mein Liebster", sagte sie, an seinem Antlitz hängend. "Du kommst zu spät. Jetzt bin ich tot."

Da sah sie, sich leicht wendend, das graue Haar um seine jungen Schläfen, und sank aufschreiend an ihm nieder, und fand zum erstenmal seit Allerseele das bittere Salz der Tränen und durch die Wirrnis ihrer Seele die Ahnung des Leides unter dem Mantel des Todes.

Doch konnte sie an diesem Tage nicht weiter gelangen als mit mattem Lächeln neben seinem Stuhle zu sitzen, von Zeit zu Zeit verstohlen in der fern Fremdheit seines Antlitzes zu suchen und die Frage zu formen, die eine und letzte, die sie ihm zu sagen hatte, bevor er wieder entschnitt in die Welt, die jenseits der Erde lag.

Am Abend, als sie in ihr Zimmer traten und er das Licht auf ihren Nachttisch setzte, sah er das Bild seines Kindes, von Tannen umkränzt, auf dem weißen Tuch. Er sank auf das schmale Bett, in dem Irene es geboren hatte, und starrte vor sich nieder, die Stirn in die Hände gestützt. "Habe ich dich verloren?" flüsterte er endlich.

Sie stand neben ihm, den Blick aus dem Fenster gerichtet, und strich mit der Hand über sein Haar. "Ich habe dich noch etwas zu fragen, Günther", sagte sie abwesend. "Nicht heute ... später ... Dann werden wir es wissen, ob wir Verlorene sind."

"Alles töten wir", flüsterte er. "Mann, Frau und Kind ... aber das Gesetz steht in den Sternen, höher als alle Vernunft. Gott tötet, nicht wir."

Als sie das Licht gelöscht hatten, bat sie: "Lege deine Hand auf mein Herz... es friert mich sehr."

Als Frau Irene vor der Weihnachtstanne saß und man ihr die Geschenke auf die Knie legte, lächelte sie mit einem Schein des Dankes, aber ihre Gedanken waren jenseits der Kerzen. "Was mühen sie sich?" dachte sie matt. "Ich habe ihn doch noch nicht gefragt." Und ihre Augen suchten flackernd das graue Haar um Günthers Schläfen.

Er stand am Gabentisch und schlug das weiße Tuch von einem letzten verhüllten Gegenstand. Dann trat er zur Seite und blickte Irene an. "Ich hab' es dir mitgebracht", sagte er unsicher. "Sie stand, wo wir den letzten Kampf hatten ... ich habe oft auf sie gesehen, wenn es sehr schwer war... meine Leute sagen, sie habe uns beschützt... es ist ein Kunstwerk, aber so würden die Granaten sie doch nur zerreißen ..."

Es war eine Muttergottes, aus Holz, in verblaßten Farben. Sie stand auf einem kleinen Sockel, das schmerzliche Haupt geneigt, die Hände unter dem Herzen gefaltet, und durch das Herz war ein Schwert gestoßen. In dem Lichtschein der Kerzen glitt ein stilles Leben über das dunkle Bild, und sie blickten alle schweigend auf diese Gestalt der Liebe, die im fremden Land im Toben der Schlacht die Hände gefaltet hatte, von irren Augen gestreift, und die nun hier auf ihrem Tische stand, zum Fest des Friedens, und hoffnungslos das Haupt neigte wie dort über dem Jammer des Sterbens.

Frau Irene war zusammengesunken nach erstem Erschrecken. Nun streckte sie die Hände nach dem Tische aus und flüsterte: "Gib sie mir... nein, nicht du ... Günther soll sie mir geben ... ich danke dir, Günther... beschützt hat sie euch, sagtest du ..."

"Die Leute sagten es... mancher ist fromm geworden in der großen Not..."

Die Schmerzenseiche

"Das Schwert im Herzen", murmelte sie, das Haupt der Muttergottes vor ihre Augen hebend.

Noch während des Essens stand sie unruhig auf und trat ans Fenster. "Wie der Vollmond scheint", flüsterte sie und strich mit den Händen über die erhobene Stirn. "Komm, ich muß etwas gehen, das Herz ist mir unruhig."

Sie waren schon im Flur, als sie noch einmal umkehrte. "Was hast du?" fragte er, auf das weiße Tuch weisend.

"Die Muttergottes."

Sie führte ihn zum Friedhof. Die Scheibe des Mondes stand schon zwischen den Wipfeln, und Günther schauerte vor der Totheit des Waldes. Ein gläsernes Echo klirrte von ihren Schritten aus den verhangenen Gründen, und als vom brechenden Fichtenast die Schneelast dumpf zu Boden scholl, umfaßten sie einander und spähten die blaue Straße entlang, wo flimmernde Bäume ihnen schweigend entgegenwuchsen.

Zu Häupten des Grabes stellte Frau Irene die Muttergottes in den Schnee. Dann trat sie zurück, aber schwankte so, daß er sie halten mußte.

Sie stützte sich auf den niedrigen Zaun und starrte auf den Hügel. In der unendlichen Stille hörte er ihren rasenden Herzschlag.

"Irene!" rief er voller Angst.

"Weshalb ... kamst du nicht?" fragte sie laut.

"Ich schrieb dir, Irene", sagte er traurig.

"Weshalb kamst du nicht?"

"Liebste Frau .. das Vaterland ist hart... auch uns bricht das Herz ... es geht über Menschenkraft ..."

"So sage mir, ob dir ... das Vaterland ... über die Liebe ging?"

Er hob die Augen über ihren Scheitel, und sie sah seine Hand über der ihren zur Faust sich ballen. "Es geht über die Liebe... es geht auch über mich ... wer ermißt die Qual... aber wenn es anders wäre, wollte ich sterben..."

"Nun weiß ich es", flüsterte sie. "O mein Liebster!"

"Sieh dort!" rief er beschwörend. "Siehst du nicht das Schwert ihre Brust durchbohren? Und wer tat es? Christus selbst! Auf daß erfüllet werde die Aufgabe, das Große! Und sie riß es sich nicht aus dem Herzen. Sie beugte sich unter Gott."

"Er tat es nicht!" schrie sie verzweiflungsvoll.

"Ja, er tat es!" rief er außer sich. "Die Hände rang er im dunklen Garten, wie wir dort am letzten Saum des Lebens. Den Kelch stieß er zurück, Schweiß trug er auf der Stirne. Blut floß aus seinen Augen, wie uns ... wie uns... und dann nahm er das Schwert und stieß ... stieß es in seiner Mutter Herz ... und ging den Weg nach Golgatha ..."

"Dann will ich mich von Christus wenden", sagte sie hart, "wie er sich von ihr gewendet hat."

Von da ab blieb sie stumm und hob nur flehend die Hand, als er zu ihr sprechen wollte bei der Heimkehr und oben in ihrem Gemach.

Um die Mitternacht erwachte Frau Irene von einer Stimme, die ihr rief, und fand sich aufrecht sitzend, die bloßen Füße schon auf dem kühlen Boden. Die Wände glühten weiß im maßlos ergossenen Licht des hohen Mondes, und alles Feste bebte unter rieselnden Tropfen, die zu gleitenden Bändern sich schlössen, versanken und wieder tauchten in lautlosen Kreisen.

Frau Irenens Hand, auf der die blauen Adern leuchteten, strich suchend über ihre erhobene Stirn, blieb, sich öffnend, in der flimmernden Luft und sank mit gehaltener Bewegung nieder. Ihre Augen waren geschlossen, aber sie sah die weiße Stirn ihres Geliebten, sie hörte den dumpfen, schmerzenden Schlag ihres Herzens und nun, von neuem, die ferne Stimme, die über die Wälder zu fallen schien, tönend, lange gehalten, aus Not und Fordern feierlich gemischt.

Die Kleider warf sie über, den Mantel, das Tuch, in lautloser Hast, die Tür fiel zu, die Treppe versank, Hof und Schatten und Haus. Schon tat die blaue Straße sich auf, der flimmernde Wald, vom hohen Monde glühend erfüllt. Mit schweren Gliedern schritt sie dahin, feierlich-starr, die Hände unter dem Herzen gefaltet, die Augen trunken von Tönen und Licht, aber dumpfe Last

Die Schmerzenseiche

auf schmerzdem Scheitel und den ganzen Körper gespannt nach dem verklungenen Ruf, dessen nachzitternder Schall um die Stämme wob, daß blitzendes Geriesel von den Zweigen sank.

Über die Straße glitt ein schreitendes Reh, und Mensch und Tier verhielten den Gang, als noch einmal der Ton durch die Wälder scholl, klingend und schwer wie eines Hornes Ruf.

Da bog Frau Irene zum Friedhof ein.

Am Gitter kniete ein fremder Mann. Der hob das leuchtende Antlitz wie aus tiefem Gebet. "Ich kenne dich nicht", flüsterte die Wandelnde. Er aber hob sich auf in lang fließendem Kleid und blickte sie an. Es war des Geliebten trauriges Haupt, wenn er vom Tode sprach und vom fremden Land, aber es wandelte sich, zwischen den Schlägen des Herzens, ins Steinerne und Jenseitige, wurde dunkel und hell, verging und glänzte wieder auf wie ein Haupt aus Träumen.

Dann klirrte der Riegel unter seiner Hand, und er trat an das Grab. Entgegen wuchs ihm die Muttergottes, aus totem Gebild zu menschlicher Form. Die Arme hob sie zu flehender Angst, das Antlitz bebte in Wissen und Gram. Er aber warf die Hände nach vorn, zog das Schwert aus ihrer atmenden Brust und stieß es von neuem in ihr unbewehrtes Herz.

Dann verließ er das Grab. Der Riegel fiel zu. Er wendete sich und schritt den schmalen Weg unter die Bäume hin, wo er im bläulichen Licht verschwand.

Aber Frau Irene, sich beugend nach ihm, sah sein Antlitz nicht mehr und sah die Weiße des Schnees unzerstört von jeglicher Spur.

Unbewegt stand das kleine Holzbild der Muttergottes zu Häupten des Grabes. Aber als Frau Irene sich niederwarf, die Stirn an das Holz des Gitters gepreßt, sah sie ein nachzitterndes Leben im Antlitz der Schmerzenseichen: sie lächelte. Im Licht des Mondes glättete sich der Mund, ein runder Schein flog um die Wangen, spielte mildernd um die entfurchte Stirn, und erstarb.

Vom Sehweite aber rann ein Tröpflein Blut am Gewände herab, durchfurchte die zarten Kristalle des Reifs, glitt langsam über den Sockel hinweg, bis der Schnee des Hügels es empfing. Hier strahlte es mählich aus, sandte blühende Adern aus dunklerem Kreis, verschlang sich zu schimmerndem Geflecht, und lag zuletzt wie einer Rose Bild im leuchtenden Frost.

Langsam, feierlich-starr wie zuvor, schritt Frau Irene den Weg zurück.

Günther erwachte nicht, als er die Geliebte sich niederlegen fühlte. Er hob nur im Traum den linken Arm um ihr kühles Haupt und drückte wärmend die Hand auf ihr schlagendes Herz.

Am Morgen sah er das Bild ihres Kindes nicht mehr an ihrem Bett und statt dessen sein eigenes Bild, von einer Christrose geschmückt. Er blickte Irene an und las die Gewißheit eines ewigen Lebens aus ihren verdunkelten Augen.

Und danach, als die Frist der Gnade abgelaufen war, gingen sie wieder voneinander, der eine in das Ungeheure des Wartens, der andere in das Ungeheure des Tuns.

+++ <http://www.ernst-wiechert.de> +++ Bogdan Dumala -> Berlin +++ kontakt@ernst-wiechert.de +++ info@ernst-wiechert.de +++

Die Schmerzensreiche

+++ Mit freundlicher Genehmigung der Buchverlage LangenMüller Herbig nymphenburger, München +++ <http://www.herbig.net> +++